

Lilian Day

Treib gut

2012

Dieser Text ist frei. Er darf jederzeit unter Nennung des Namens der Autorin und für nichtkommerzielle Zwecke weitergegeben werden.

Ein abgesagter Termin bringt Luxus. Den Luxus zweier Stunden, in denen ich Nichts und Niemandem verpflichtet bin. Zeit. Ich bin in der Gegend, in der ich aufwuchs, und beschliesse, mich, der Zeit folgend, von ihr treiben zu lassen. Wenige Schritte nur und ich bin in dem Park, der einst die Grenze meiner Kinderwelt war.

Der Park ist ein magisches Tor. Hier noch Dorf mit bröckeligen Fachwerkhäusern, Hühnern im Hof und einer kleinen Kirche. Jenseits, das Grün durchschritten, Stadt. Eine unendlich lange Straße mit Häusern, dicht an dicht. Der Schwarze Jäger findet hier kein Wild mehr. Er hat seine rissige Haut geschminkt und ist rosa geworden. Wenig nur erinnert noch an die 1970er Jahre in hundert Jahre älteren Häusern. Immernoch kein Beton sondern Backstein. Immernoch keine Postmoderne sondern Wilhelm.

Pappelgeraschel. Kastaniengeklapper. Indianersommer.

Zwei riesige Häuser. Zweietagig. Darüber wölbt sich das Dach fast eben so hoch. In diese Dächer einmal hineindürfen. So stellte ich mir als Kind venezianische Stadtpaläste vor.

Der Haupteingang meiner Schule. Verborgen hinter einem Klotz aus Beton. Verschwunden die Mosaiken. Statt dessen Grau mit dem Charme eines Bunkers und Fenstern wie Einschusslöcher. Büsche, einst von mir selbst mit in die Erde gebracht, verdecken schamhaft-mitleidig die Spuren der Niederlage.

Dann die Häuser meiner Kindheit. Damals frei und offen. Heute hinter übermannshohen Drahtzäunen eingesperrt. Die Stufen hinauf abgerissen und vermauert. Alles adrett und bieder. Sicher kann man hier wohnen. Leben auch?

Giersch und Winde haben das Hofpflaster erobert. Es unter sich unsichtbar gemacht. Die alte Aschegrube und der Sandkasten, in dem ich meinen ersten Zahn verlor sind überwuchert. Das Waschhaus ein grüner, laubiger Klotz. Hierher hat sich das Leben zurückgezogen. Ich nehme Abschied von dem kniehohen Dschungel und gehe weiter. Nathaniel weist mir den Weg mit Spitze und Glockenton.

Auf die Mauer, auf der ich immer balanciert bin als ich drei oder vier Jahre alt war schwindelerregend hoch, muss ich jetzt hinab daraufschauen.

Eine zerfetzte Straße. Das jenseitige Ende meiner Kinderwelt. Vorsichtig taste ich mich über Schutt und Schotter auf das gegenüberige Ufer. Wieder ein magisches Tor, durch das ich das Westend betrete, aus der beschaulichen Tristesse in ein Viertel im Aufbruch gelange.

Mir schlägt der Geruch feuchten Betons und zerschlagener Abwasserleitungen entgegen. Hinter dieser Barriere das Leben eines orientalischen Marktes. Menschen, deren Haut in allen Schattierungen leuchtet. Bunt wie die Manschen auch die kleinen Läden und Cafés an den Strassenrändern. Eine Patisserie neben einem Schaufenster, in dem hunderte alter Lampen aufgestapelt sind. Dahinter ein junger Mann, der sie zerschlägt und die Scherben zu Mosaiken in Tonskulpturen presst. Als nächstes ein Spätverkauf. Davor, ebenso zerschlagen, leere Bierflaschen und Menschen. Dann ein Schaufenster mit dutzenden Shishas. African Herbs.

Überall ist hier Bewegung in den Bauten. Es wird abgerissen und renoviert. Restauriert. Noch überwiegen die schaffenden Kräfte die des Verfalls. Noch verdrängen Cafés und kleine Atteliers die leeren Büros der Versicherungsmakler.

Elf Meter unter mir der Fluss. Ich schaue hinab auf ein Kanu mit drei Paddlerinnen. Paddeln gegen den Strom oder sich treiben lassen? Ich ziehe weiter.

Zwei Minuten vor meinem nächsten Termin stehe ich an dessen Adresse. Zwei Stunden Luxus. Zwei Stunden Nichtstun, das so viel geschaffen hat.